

Leseprobe

Peter Kunkel *In Mobutus Diensten*

Ein Präsidentenbild und ein Heimflug

Das Wartezimmer ist kühl, um nicht zu sagen, unangenehm kalt, während draußen die Luft vor Hitze flimmert. Die auf volle Touren eingestellte Klimaanlage summt leise vor sich hin. Durch eine Wand von Glastüren und Fenstern sieht man hinaus in den sonnendurchfluteten Garten hinterm Haus: ein bißchen Kies, etwas Rasen und ein paar grüne Büsche, ordentlich gehalten, aber phantasielos. Sicher war der Garten hübscher und individueller, als die Villa noch im Besitz eines Belgiers war. Jetzt ist sie Sitz des Präsidialamts der Republik Zaire. Die Türen des ehemaligen Wohnzimmers, in dem ich warte, führen zu den Büros der *conseillers*, der ‚Räte‘ (vergleiche deutsch Mini-sterial, rat‘, Geheim, rat‘ und Ähnliches), und des Direktors Bisengimana Rwema. Mit ihm versuche ich seit Tagen zu sprechen.

Das Präsidialamt, das ist die ‚Hausverwaltung‘ des Präsidenten, eine Art Nebenregierung. Die offiziellen Ministerien müssen entsprechend den Kräfteverhältnissen im Lande verteilt werden und sind Pfründe einzelner Macht-, sprich: Stammesgruppen geworden. Sie erfüllen ihre Aufgaben nur unvollkommen. Alles, was im Land funktionieren soll, ist ihrer Befugnis entzogen und unter dem Präsidialamt zusammengefaßt. Dazu gehört auch das Forschungsinstitut, dessen Leiter ich bin.

Sieben Jahre habe ich, von einigen Unterbrechungen abgesehen, an diesem Institut mit ornithologischen Untersuchungen verbracht, hoch in den Bergen über dem Kivusee. Ich war jeden Tag von neuem dankbar, daß ich dieser Beschäftigung nachgehen durfte, hinreißende Tiere als Objekte und fesselnde Probleme, wie sie sich aus den Anpassungen der Vögel an den tropischen Lebensraum ergeben, der ja auch diesen Tieren ganz andere Vorteile und Schwierigkeiten bietet als die uns vertraute Umgebung in Mitteleuropa. Wenn ich die Aufgaben der anderen Europäer um mich herum betrachtete, wuchs meine Dankbarkeit noch. Ich hatte ja nur anzusehen, zu beschreiben und zu interpretieren, was meine Vögel draußen in ihrem Lebensraum taten. Die anderen Weißen dagegen hatten es mit Afrikanern zu tun und mußten sie, von ein paar glücklichen Ethnologen abgesehen, von Amts wegen in irgendeiner Form zu etwas nötigen, sei es, daß sie sie als Pflanzer etwa zu Arbeit in europäischem Stil und Tempo anhalten mußten, sei es, daß sie, schlimmer noch, in Schule oder Entwicklungshilfe tätig waren, das heißt, die Afrikaner oder doch wenigstens ihren Lebens- und Arbeitsstil *ex officio* ändern sollten, ohne daß jemand imstande-gewesen wäre, vorauszusehen, was alles dabei mit in Bewegung geriet und wohin solche Veränderungen letztlich führten.

Aber dann flog Urs, der Leiter unseres Instituts, nach Kinshasa, um mitzuteilen, daß er nach Basel zurückkehre. Als er zurück-kam, hatte er einen Zettel in der Tasche, der mich einstweilen zu seinem Nachfolger bestimmte. Ich flog daraufhin meinerseits in die Haupt-

stadt und bat um Direktiven, um eine Jobbeschreibung, hätte man später gesagt. Ich solle am Institut statt der bisherigen Grundlagenforschung ein Untersuchungsprogramm aufziehen, das ‚der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes‘ diene, erklärte mir der befragte *conseiller*. Das war eine Formulierung, die zum eisernen Bestand der Schlagwörter gehört, die die Zairer, wie andere Afrikaner auch, von UNO-Experten und anderen weisen Männern der westlichen Welt übernommen haben.

Ich hatte mich erkundigt, wie sich das Präsidialamt ein solches Programm im Einzelnen vorstelle und welche Weisungen es mir dafür gäbe. Der *conseiller* hatte gelacht und mir von oben herab ein bißchen spöttisch geantwortet: das wisse er doch auch nicht; ob ich glaube, daß die Zairer einen Weißen zum Direktor einer solchen Institution bestellen würden, wenn sie das selber wüßten. Ich allein sei für Planung und Durchführung verantwortlich gemäß dem zairischen Prinzip der *Unité de commande*. Das war ein anderes politisches Schlagwort, das sich sinngemäß am richtigsten mit ‚Führerprinzip‘ übersetzen ließ. Soviel *Unité de commande* wollte sein Chef, der Direktor des Präsidialamts, nun doch nicht haben. Er wies mich an, größere Projekte und hochrangige Ernennungen zunächst dem Präsidialamt als Vorschlag einzureichen; käme innerhalb der nächsten vierzehn Tage kein Einspruch, so hätte ich freie Hand. Ein Mann, der mit acht *conseillers* die gesamte technische Verwaltung und Entwicklung eines Zwanzigmillionenstaates zu steuern versucht, hat selten Zeit für einen solchen Einspruch...

So bleiben als einziger Kontakt zu meinem Auftraggeber die Besprechungen, die mich alle drei Monate hierher nach Kinshasa führen. Trotz vereinbartem Termin dauert es oft eine Woche und länger, bis ich zu Bisengimana vordringe. Täglich verbringe ich zwei bis vier Stunden in diesem Wartezimmer in der Hoffnung, vielleicht doch heute noch dranzukommen und am nächsten Tag nach Hause fliegen zu können.

Wartenlassen gehört nach afrikanischer Tradition zu den Mitteln, mit denen man Rang und Macht zum Ausdruck bringt. Man lese einmal die Berichte der Entdecker. Auch heute noch kann man vor jeder Häuptlingshütte und jedem Polizeibüro Afrikaner ohne jedes Zeichen von Ungeduld stunden- und tagelang warten sehen, während der große Herr drinnen der Ruhe und dem Nichtstun, nicht selten auch der Liebe huldigt. Im Wartenkönnen sind uns die Schwarzafrikaner ohnehin über. Aber auch mit dem Wartenlassen kommen wir Europäer nie ganz zurecht. Wir bringen einfach nicht fertig, einen armen Teufel so lange warten zu lassen, wie es zur allmählichen Akkumulation geziemender Hochachtung notwendig wäre. Damit aber zeigen wir, daß wir eben doch keine richtigen ‚Herren‘ sind. Wir empfangen ja ‚sofort‘, worunter auch noch fallen kann, wenn man nach zwei Stunden das Wort an einen Wartenden richtet. Das Resultat sind herausfordernde Töne, groteske Ansinnen, Mißverständnisse, beiderseitige Empörung, Schwierigkeiten, mit denen ich auch nach zehn Jahren Zaire noch zu kämpfen habe.